

„Ach, Herr, sei gnädig!“
Predigt über Daniel 9,15-19
Michael Volkmann
26.03.2014

Liebe Gemeinde,

wie wichtig zwischenmenschliche Beziehungen für unser Leben und unser Wohlbefinden sind, merken wir, wenn einmal nicht alles so läuft, wie wir es uns wünschen. Oft hilft ein klärendes Gespräch, mündlich oder als Brief. Wenn aber Vertrauen schwer missbraucht oder gebrochen wurde, ist der Ausgang der Krise ungewiss. Dann geht es meist nicht ohne professionelle Hilfe von außen, oder die Beziehung ist am Ende.

Ein ernstes Thema. Und es wird noch ernster dadurch, dass es in unserem heutigen Predigttext nicht um eine Beziehung zwischen zwei Menschen geht, sondern zwischen Gott und seinem Volk Israel. Denn Hilfe von außen gibt es in dieser Beziehung nicht, sie kann nur von innen kommen, genau genommen nur von einem der beiden Partner, von Gott. Wenn nun aber Menschen das Vertrauen Gottes missbraucht und verletzt haben, mit welchem Recht können sie dann noch Gottes Hilfe erwarten?

Mit dieser Frage sieht sich Daniel konfrontiert.

Daniel gehörte zu den ersten, die von den Babyloniern ins Exil geführt wurden. Da er aus einer vornehmen und gebildeten jüdischen Familie stammte, wurde er ausgewählt und dazu ausgebildet, am babylonischen Hof als Berater des Königs zu dienen. Dies brachte ihn in Konflikt mit dem Glauben seiner Väter, dem er unbedingt treu bleiben wollte. Der erste Teil des Danielbuches erzählt von den Gefahren, die Daniel und seine Gefährten mit Gottes Hilfe überstanden. Wir kennen die Geschichten von den Männern im Feuerofen und von Daniel in der Löwengrube. Sie wurden Jahrhunderte später niedergeschrieben, zur Zeit des Makkabäeraufstands, als Israel unter furchtbaren und gnadenlosen Unterdrückern litt und viele den Märtyrertod starben. Das Danielbuch sollte die Leidenden ermutigen. Aber nicht nur das. Es stellte darüber hinaus die selbstkritische Frage, was Gottes Zorn so erregt haben konnte, dass er solches Unheil über das Volk kommen ließ. Und es gibt auch die Antwort: Das waren wir selbst und unsere Untaten.

In Daniel 9 wird von einer politischen Wende berichtet, die in Daniel die Hoffnung keimen lässt, das Exil in Babel könnte zu Ende gehen und die Rückkehr nach Juda könnte Wirklichkeit werden. Da beginnt Daniel zu beten. Er spricht lang und eindringlich und auf eine sehr bewegende Weise mit Gott. Uns ist die literarische Form von Daniels Gebet überliefert. Ein heutiger Bibelgelehrter sagt dazu: „Wenn die Menschen tatsächlich in jenen Tagen so gebetet haben, dann können wir verstehen, wie die Getreuen unter den Juden durch Sturm und Wetter jener schrecklichen Zeit gekommen sind.“ (Norman W. Porteous).

Ich lese aus Daniels Gebet im 9. Kapitel die Verse 15-19: -Textverlesung-

Daniel tritt in völliger Offenheit vor Gott. Das ist seine einzige Chance. Etwas Anderes hätte keinen Wert. Denn ein Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Daniel öffnet also sein Herz und bekennt zuerst für sich und sein ganzes Volk: „Wir haben gesündigt, wir sind gottlos

gewesen.“ Dies über die Lippen zu bringen ist der erste große Schritt auf dem Weg zu einer Besserung. Und doch erscheinen uns gerade diese Worte die schwierigsten zu sein. Denn mit ihnen liefern wir uns unserem Gegenüber aus. Wie wird er reagieren? Wir hoffen, nicht berechnend, denn ein selbstkritisches Bekenntnis eigener Verfehlungen will doch jedes berechnende Verhalten beenden.

Wir haben gesündigt, sagt Daniel, sind abgewichen von Deinen Pfaden, wie schon unsere Väter. Und nicht nur das, wir sind gottlos gewesen, haben Dich, Gott, aus unserem Bewusstsein und Dasein tilgen wollen. Das war ein Irrtum. Wir sind gescheitert. Ein grimmiges Unheil kam über uns, unsere Stadt Jerusalem, unser ganzes Land. Unsere Nachbarvölker wurden Zeugen unserer Demütigung und Schmach. Ohne Dich sind wir am Ende.

Interessant, dass dieses Gebet Daniel in Babylonien in den Mund gelegt wird von Juden, die vierhundert Jahre später im Land Israel lebten. Es gibt bei diesem Thema also keinen Schlusstrich, auch Jahrhunderte später nicht, niemals. Denn geschichtliche Verhältnisse können in ähnlicher Weise wiederkehren, Freiheit kann verkehrt werden in Unterdrückung. Dann Wohl dem Volk, das sich sein historisches Gedächtnis bewahrt hat und sich daran erinnert, was, oder richtiger: wer ihm vor Zeiten geholfen hat.

„Und nun, Herr, unser Gott, der du dein Volk aus Ägyptenland geführt hast mit starker Hand!“ So spricht Daniel Gott an, erinnert Gott an seine große Befreiungstat, die zur Geburtsstunde des Volkes Israel aus einer groß gewordenen Nomadensippe wurde. Du, Gott, hast uns in die Freiheit gerufen. Du hast dir einen Namen gemacht als Befreier-Gott. Aber was ist heute? Wir haben unsere Freiheit missbraucht und uns von dir abgewandt, so sind wir in Abhängigkeit und Unfreiheit geraten und wissen jetzt nicht aus noch ein. Unser Land ist verwüstet; unsere Hauptstadt, an die du deinen Namen geknüpft hast, die Stadt des großen Königs, liegt in Trümmern; der Tempel, dein Heiligtum, ist zerstört. Tiefer können wir kaum mehr sinken. Wir haben nichts mehr in die Waagschale zu werfen. „Denn wir liegen vor dir mit unserem Gebet und vertrauen nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit.“

Liebe Gemeinde, manche Christen freuen sich über diesen Vers, weil ihnen Daniel hier so evangelisch vorkommt. Richtiger wäre es, dass wir merken, wie jüdisch wir Evangelische sind. Denn das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit anstatt auf die eigene Gerechtigkeit ist urjüdisch und keine Erfindung der Reformation. Wir finden das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit sowohl in der Tora als auch bei den Propheten und in den Psalmen, überall im Alten Testament und im späteren Judentum bis heute, im Talmud, in der Bibelauslegung und in den Gebetbüchern. Das Alte Testament ist voller Evangelium, voller Freudenbotschaft, von dort kommt ja dieses Wort, von der Freudenbotin Zion beim Propheten Jesaja.

In diesem tiefen Vertrauen fleht Daniel, Gott möge sich seinem Volk wieder zuwenden, das ihn zuvor verlassen hat. Dieses Werben um Gottes Zuwendung ist die Mitte seines Gebets. Daniel nutzt jede Möglichkeit, Gott auf seine Verbundenheit mit seinem Volk, seiner Stadt und seinem Tempel anzusprechen. Das häufigste Wort ist nicht etwa „ich“ oder „wir“. Es sind die Worte „Dein, Dich, Dir“. Daniel bringt dadurch in einer äußerst dichten Sprache zum Ausdruck, dass es vor allem um Gott selbst geht. Gott, der in vielfältiger Beziehung steht, zu seinem Volk Israel, zu seiner Stadt Jerusalem, die seinen Namen trägt, zu seinem Heiligtum auf seinem Heiligen Berg, ist von den Verfehlungen des Volkes am meisten betroffen. Sein Name wurde schlecht gemacht.

Daniel würdigt Gott in seinem Zorn und in seiner Gerechtigkeit. Ja, du bist zornig auf uns. Und zwar zu recht! Was haben wir nur getan! Wir haben es nicht anders verdient – und dennoch ... nicht um unsrer selbst willen, um deiner selbst willen, lass dein Angesicht leuchten! – Können wir so beten? Wohl eher nicht. Hier äußert sich kein neurotisches Schuldgefühl, keine klein gepredigte Seele. Diese Worte sind ein starkes Bekenntnis. Sie, werfen alles in die Waagschale, sehen das Gegenüber, ringen um die Beziehung, von der doch alles abhängt.

Lass doch dein Angesicht wieder über dem Tempel leuchten, bittet Daniel, richte deine Ohren auf das Flehen und deine Augen auf die Trümmer der Stadt und lass dich erbarmen. „Ach, Herr, höre! Ach, Herr, sei gnädig! Ach, Herr, merk auf! Tu es und säume nicht – um deinetwillen, mein Gott!“ Wer ließe sich von diesen Worten nicht berühren?

„Ach, Herr, höre!“ fleht Daniel, als wollte er auf das Bekenntnis Israels, „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein“, anspielen, damit Gott sich jetzt wieder zu seinem Volk bekennt. Daniel weiß, es gibt in dieser tiefen Beziehungskrise keine Hilfe von außen, nur von innen und nur von dem einen der beiden Beziehungspartner, von Gott. Um diese Hilfe ringt er mit seiner ganzen spirituellen Kraft. Nicht allein um das Volk geht es, sondern um die Beziehung zwischen Gott und Israel und um den Namen Gottes vor aller Welt.

Mit unserem Predigttext endet auch Daniels Gebet, die Erzählung geht noch weiter. Denn noch während Daniel betet und fleht, erscheint ihm der Engel Gabriel, nennt ihn einen von Gott Geliebten und eröffnet ihm, dass das siebzigjährige Exil ein Ende haben wird, wie der Prophet Jeremia es verkündet hatte. Das Volk wird nach Jerusalem zurückkehren und den Tempel wieder aufbauen. 515 v. Chr. wurde der zweite Tempel in Jerusalem geweiht. Es ist der Tempel, den vor seiner endgültigen Zerstörung durch die Römer Jesus regelmäßig aufgesucht hat.

Heute, am Israelsonntag und in zeitlicher Nachbarschaft zum jüdischen Gedenktag der Zerstörung Jerusalems, dem 9. Av, der am 5. August begangen wurde, gibt es zwei Dinge für uns zu bedenken: Welche Rolle spielen wir Menschen aus der Völkerwelt? Und welche Rolle spielt bei der Versöhnung Gottes mit seinem Volk die Stadt Jerusalem?

Über uns Christen lesen wir in Eph 2,19, dass wir „nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen“ sein sollen. Der Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt sagt dazu: „D. h. den Christen wird eine doppelte Staatsbürgerschaft oder eine doppelte Heimat oder ein doppelter Lebensort angewiesen. Die Orte, an denen sie geboren sind, die der Herr im ‚Buche der Völker‘ zählen kann, sind unsere ersten, aber sie sind nicht unsere eigentlichen Lebensorte. Wir haben ein zweites Bürgerrecht bekommen unter den Heiligen und Gottes Hausgenossen, unter den Erstgeborenen seiner Liebe, unter den Juden. Und darum ist auch das Land Israel, darum ist der Berg Zion und die Stadt Jerusalem mit ihren nach allen Himmelsrichtungen offenen Toren ein Ort, zu dem wir gehören, zu dem Gott uns verbunden hat in seiner Liebe.“ (Aber Zion nenne ich Mutter, 54f)

Jerusalem und wir – verbunden durch Gottes Liebe. Hören wir, was der jüdische Religionsphilosoph Abraham Joshua Heschel in seinem Buch „Israel. Echo der Ewigkeit“ über Jerusalem zu sagen hat: „Jerusalem! Immer versuche ich, die innere Kraft zu erfassen, die von dir ausgeht, die alle Mühen und Plage umhüllt und übersteigt. ... in Jerusalem ist Vergangenheit Gegenwart, und der Himmel ist fast hier ... Unsere gesamte Geschichte ist greifbar nahe. ... Jerusalem ist *Zeuge*, ein Echo aus der Ewigkeit. ... Laßt Jerusalem wieder sprechen, zu unserem

Volk, zu allen Völkern.“ (2f)

„Jerusalem wird die Mutter Israels genannt ... Geistlich gesehen, bin ich ein Kind Jerusalems.“ (8,10) „Jerusalem ist der Ort, zu dem wir uns alle hinwenden, wenn wir beten, an den wir alle denken, wenn wir hoffen, zu dem unsere Herzen sich wenden, um dort gemeinsam zu weinen.“ (17)

„Was ist das Geheimnis Jerusalems? Eine Verheißung: Friede und Gottes Gegenwart.“ (20)

„Jerusalem ist ein Vorspiel, die Vorahnung künftiger Tage. ... Es ist eines der großen Wunder der Geschichte, daß Jerusalem nicht nur den Juden heilig ist, sondern auch Christen und Muslimen in der ganzen Welt. ... Jerusalem soll ein Sitz der Gnade für alle Menschen sein. ... Ganz Jerusalem ist ein Tor, aber der Schlüssel ging im Dunkel von Gottes Schweigen verloren. Laßt uns alle Lichter anzünden, laßt uns alle Namen anrufen, damit wir den Schlüssel finden.“ (22-24) So A. J. Heschel.

„Wir leben davon, dass Israel unser Gegenüber ist“, sagt die Württembergische Landessynode in ihrer Erklärung zum Verhältnis von Christen und Juden aus dem Jahr 2000. Wir begreifen immer besser, dass unsere Gottesbeziehung nur dann gelingen kann, wenn auch unsere Beziehung zum Volk Israel gelingt. Bitten wir Gott, dass er uns dazu helfe.

Amen.

Zitierte Literatur:

Abraham Joshua Heschel, Israel – Echo der Ewigkeit, Neukirchen-Vluyn 1988.

Friedrich-Wilhelm Marquardt, Die Juden und ihr Land, Hamburg 1975.

Norman W. Porteous, Das Danielbuch, Göttingen 1962, ATD 23.